

KULTUR

BILDENDE KUNST IN LUXEMBURG

Tabuthema Geld

Chris Lauer

In anderen Kultursektoren gehören sie zur Normalität, in der Bildenden Kunst stellen sie eine Neuheit dar: Tarifempfehlungen für Kunstschaffende. Sie verbessern deren Arbeitsbedingungen – mit nicht absehbaren Folgen.

„Geld ist immer ein Tabu“, sagt Justine Blau gleich zu Beginn des Gesprächs. Es ist 11 Uhr morgens, die Sonne scheint ihr ins Gesicht, während sie im Escher Café „Casablanca“ an ihrem Cappuccino nippt. Gemeinsam mit ihrem Vereinskollegen, dem Künstler Charles Vinz, trifft sie sich an diesem frühlinghaften Donnerstag mit der woxx, um über die neuen Tarifempfehlungen der „Association des artistes plasticiens du Luxembourg“ (AAPL) zu sprechen. Mit der Veröffentlichung dieser Empfehlungen zieht die AAPL nach und schafft im Bereich der Bildenden Kunst einen Referenzrahmen für Kreative, der in anderen Kunstbereichen bereits fest etabliert ist.

Denn während im Theatersektor oder im Literaturbetrieb schon länger

standardisierte Honorarrichtlinien für bestimmte Leistungen wie Proben oder Lesungen gelten, war das in der Domäne der Bildenden Kunst bisher nicht der Fall. Das liege auch daran, dass bildende Künstler*innen weniger oft zusammenkämen, um sich auszutauschen; dazu gebe es einfach wenige Gelegenheiten, erklärt Vinz, der seit fünf Jahren AAPL-Mitglied ist. „Während Musiker zum Beispiel zusammen auf Tournee gehen, haben wir eine oder zwei Ausstellungen im Jahr, während derer wir uns treffen können.“

Dass im Bereich der Bildenden Kunst die Autonomie der hier Tätigen eine größere Rolle spielt als in anderen Feldern der kreativen Arbeit, erklärt, warum nach Unterzeichnung einer Konvention mit dem Kulturministerium im Rahmen des Kulturentwicklungsplans (KEP) noch volle vier Jahre ins Land gingen, bis die erste Hürde zur Festlegung einer Tarifstruktur genommen wurde – den Anstoß dazu gab das Kulturministerium, das die AAPL zu einem Treffen mit allen Playern des Sektors einlud. Es folgten „Tripa-

tites“ mit den großen Kunstinstitutionen des Landes, Versammlungen und Verhandlungen.

„Am Anfang gab es Widerstand, weil es eben eine Neuerung war“, erzählt Blau. Aber bei den Verhandlungspartner*innen habe sie dennoch auch ein großes Wohlwollen gespürt. Zudem hätten einige Häuser schon vor der Ausarbeitung der Tarifempfehlungen ähnlich hohe Honorare gezahlt. Die Forderungen der AAPL nennt sie dementsprechend realistisch – obgleich sich noch zeigen muss, welche Auswirkungen sie auf die Programme der Kulturhäuser und Museen haben werden und ob es, da einzelne Ausstellungen nun womöglich ein größeres Loch ins Budget fressen werden, weniger Veranstaltungen geben wird. Verpflichtend seien die „barèmes“ jedenfalls nicht. „Wir hoffen, dass sie sich durch die Praxis und dadurch, dass die Menschen über sie sprechen, zu einer Norm entwickeln.“

Die Festsetzung von Vergütungsempfehlungen kommt gerade jungen Künstler*innen zugute, da so ihre Verhandlungsmacht gestärkt wird. Wie man seine Honorare verhandle, lerne man nicht in der Kunstschule, sagt Blau. Dabei sei es für die jüngere Generation schon selbstverständlicher, über das Finanzielle zu sprechen und für ihre Leistung auch eine angemessene Entlohnung zu erwarten. Früher hätten sich Künstler*innen weniger auf die Bezahlung als auf die Sichtbarkeit,



Kunst sei etwas Positives für die Gesellschaft, sagt Justine Blau, Co-Präsidentin der AAPL. Deswegen gehöre die künstlerische Arbeit auch fair bezahlt.

die mit Ausstellungen einhergehe, konzentriert und gehofft, dass die Visibilität zu einem späteren Zeitpunkt auch zu Verkäufen und damit zu mehr Einkommen führe würde – ein Wunsch, der sich nicht in jedem Fall verwirklicht hat, wie die Co-Präsidentin der AAPL unterstreicht.

Die Tarifempfehlungen machen das tatsächliche Investment von Zeit, Arbeit und Know-how der Künstler*innen sichtbar und legen erstmals fest, was eine faire Bezahlung für Tätigkeiten ist, die bisher teils kostenlos oder für wenig Geld verrichtet wurden, wie zum Beispiel das Leiten von Workshops, das Übernehmen von Führungen oder das Schreiben von Begleittexten. „Es ist gesund für eine Gesellschaft, viele Künstler zu haben“, sagt Blau, während sie ihren Cappuccino austrinkt. Man müsse aber zusehen, dass sie nicht in Armut lebten.

KRAFTKLUB IN LUXEMBURG

Ordentlich Krach, aber wenig Biss

Chris Lauer

Auf ihrer aktuellen Tour machte Kraftklub am vergangenen Freitag in der Rockhal Halt. Die Chemnitzer Rockband startete ihren Auftritt mit viel Power, doch leider flachte das Konzert danach ab.

Punch hatte der Auftritt von Kraftklub am vergangenen Freitag anfangs allemal: Es vergingen nur wenige Minuten, bis rotweiße Konfetti-Wolken vor der Bühne aufstäubten, überall im Halbdunkel Arme in die Höhe schossen, aus allen Ecken des vollen Hauptsaals der Rockhal laute Rufe ertönten, mit denen die angestaute Energie der Tausenden Fans schlagartig freigesetzt wurde.

Diese prickelnde Dynamik konnte das Chemnitzer Quintett aber leider nicht über die Dauer ihres zweistündi-

gen Konzerts aufrecht erhalten. Zwar spickten sie ihre Setlist mit all jenen Stimmungshebern, die zum unentbehrlichen Kraftklub-Kanon gehören, wie „Ich will nicht nach Berlin“ und „Chemie Chemie Ya“, doch schliffen die Musiker durch ihr routiniertes Spiel die Ecken und Kanten der Songs so ab, dass sie sich, obgleich noch immer tanzbar, seltsam dumpf anhörten.

Die Männer gaben sich wie gewohnt kumpelhaft-nahbar und setzten vor allem auf die Beteiligung des Publikums, um die Stimmung anzuheizen. Doch der Austausch zwischen Band und Zuschauer*innen wirkte kalkuliert, die Späße von Frontmann Felix Kummer uninspiriert. „Bonjour Luxemburg“, schrie er von der Bühne herunter, räumte gleich ein, dass er der franzö-



Dass einige der bekanntesten Songs von Kraftklub fast schon fünfzehn Jahre auf dem Buckel haben, merkte man ihnen beim Konzert am vergangenen Freitag leider an.

sischen Sprache gar nicht mächtig sei, und sprach dann vom schlechten Wetter, den Gratis-Öffis und dem „Finanzstandort Luxemburg“ – es hätte nur noch einen Kommentar über den Großherzog gebraucht, und das Klischee-Karussell hätte sich einmal vollständig um die eigene Achse gedreht.

Interessanterweise trug die Performance-Erfahrung der Band dann doch nicht so weit, wie man hätte vermuten können. Als es nämlich zu einem medizinischen Notfall in den ersten Reihen des Publikums kam, wusste Kummer nicht recht, wie er die Situation auffangen sollte. Minutenlang pausierte das

Konzert, der Sänger konnte die unvorhergesehene Unterbrechung nicht souverän überbrücken, sondern begann, Phrasen zu dreschen.

Durchaus unterhaltsam war sein darauffolgender Spaziergang durch den Konzertsaal mit Zwischenstopp am Merchstand, doch zog sich dieser Einschub leider so in die Länge, dass man das Interesse verlor, bevor Kummer die Bühne wieder erklimmen konnte. Ein Konzert mit wenig Knalleffekt – allein die Darbietung von „Schief in jedem Chor“, einem besonders eingängigen Track der neuen Platte „Sterben in Karl-Marx-Stadt“, sorgte für ein wenig Frischluft.